Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 9

Artikel: Das Menschlein Matthias [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636478

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 9 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 2. März 1935

Der Becher. Von Adolf Frei.

Es stand ein schlanker Becher zwischen ihr
Und mir, mit schmalen Schilden ausgebuckelt.
Sie hob mir Dürstendem das Goldgeschirr
Mit ihren weissen Händen an den Mund.

Ich trank bis in die Glut der tiefsten Ader,
Erschauernd und erfrischt. Ich blickte über
Den blanken Becherrand, indes ich schlürfte,
In ihre Augen, die begehrlich brannten.

Absetzend bot ich ihr den Becher dar,
Den noch des Trankes andre Hälfte füllte.
Sie schüttelte das schöne Haupt und wandte
Sich schmerzlich ab. Da ward das Herz mir schwer,
Und herb und bitter würgte mich der Trank.

(Neue Gedichte.)

Das Menschlein Matthias. Roman von Paul Ilg. 9

Herr Oberholzer war es durchaus nicht gewohnt, in der Bleiche auf mannhaften Widerstand zu stoßen. Auch jetzt riß er die Augen nicht übel auf, als ihm der alte Tollkopf, dem er soeben den schlichten Abschied erteilt hatte, mit Gebärden eines Boxers entgegentrat. Den Mädchen im Saal stand das Herz still beim Anblick der beiden Kampfhähne.

„Jawohl, du gewalttätiger Sidian, ich bin's!" schrie der Eindringling, „und sagen will ich dir noch, bevor ich weiche, was du für einer bist. Ein Schinder und Unterdrücker bist du. Meinst in deinem Größenwahn, die ganze Welt müsse nach deiner Pfeife tanzen. Aber was gilt's, du pfeifst bald aus dem letzten Loch! Das trunkene Elend ist allweg nicht mehr weit. Zunftmeister und Schützenkönig bist du gewesen, und Lumpensammler kannst du noch werden!"

Herr Hirsch, der nebenan mit Hilfe des Amerikaner und des Musterfräuleins in seinen Schätzen kramte, war durchaus nicht taub, aber er nahm, solang es anging, keine Notiz von dem Spektakel. Erst als dieser so anschwoll, daß ihn die Leute auf der Straße hören konnten, trat er hinaus, um auf seine Weise Ruhe zu stiften. Draußen verwandelten sich seine Züge. Im Nu erfaßte er die Sachlage.

„Nun, was ist das für ein Lärm hier, Mister Green? Warum dulden Sie das?" wandte er sich absichtlich an die falsche Adresse.

Oberholzers Tür flog mit einem Knall ins Schloß.

„Vier Fehlstreifen. Schlechter Hohlsaum. Zwanzig Prozent Abzug. Vorwärts! Worauf warten Sie?" fuhr Herr Flotsch seinen Gehilfen an, als habe er die Arbeit keine Sekunde außer acht gelassen. Auch die überraschte Erste rief unter den vielen Gafferinnen ein Opfer auf. Der eigentliche Störenfried hingegen trat dem Prinzipal ohne Scheu vor die Augen wie einer, der nichts mehr zu verlieren hat.

„Ich bin jetzt bald zwanzig Jahre bei Ihnen, Herr Hirsch, und soviel ich weiß, haben Sie sich über mich nie beklagt. Und was ich mir von dem da drin schon gefallen lassen mußte, das geht auf keine Kuhhaut. Aber Mensch möcht' man doch immer noch bleiben, Herr Hirsch. Und wo keine Gerechtigkeit ist, da kann es nur ein erbärmlicher Kriecher aushalten. Das weiß der liebe Herrgott!"

„Der hat mit meinem Geschäft nichts zu tun!" fuhr ihm der kleine Gebieter knirschend vor Wut in die Rede. „Wer sich zu beklagen hat, soll in mein Kontor kommen und nicht wie ein Botokude vor den anderen herumtanzen, verstehen Sie mich?"

Doch der andere hatte schon alle Hoffnung verloren.

„Nein, Herr Hirsch!" rief er hinter diesem her, „ich verstehe Sie nicht. Sie sind doch selber schon oft von diesem tollen Hund gebissen worden. Wie ein Marktweib verhudelt er Ihren Namen stadtaus und -ein. Das weiß hier jeder Sticker und Staber. Und daß Sie sich ducken, Sie,

der reiche Herr Hirsch, vor einem Angestellten, aus Angst, er könnte zur Konkurrenz überlaufen! Das ist auch eine Selbstüberwindung, aber ich beneide Sie nicht darum, Herr Hirsch! Ich nicht!"

Diese Worte des verzweifelten Mannes fielen nieder wie Hammerschläge und erschütterten alle Herzen. In ihrem Nachklang trat fast in allen Köpfen eine bestechende Eingebung zutage: das Gefühl von der entehrenden Macht des Besitzes und dem erhebenden Stolz des Armen, der lieber Not leiden, als die Achtung vor sich selbst verlieren will.

Eine Weile glich sich der in seiner Selbstbeherrschung sonst unübertreffliche Herrscher nicht mehr. Der Ankläger hatte zweifellos seinen wundesten Punkt getroffen. Hirsch senior stampfte den Boden mit seinen schwachen Beinchen, er fuchtelte mit den Händen in der Luft herum, sein Gesicht war zur Fratze verzerrt, die Stimme überschlug sich, als er seinen Willen kundtun wollte. „Sie sind entlassen. Augenblicklich, hören Sie, au—gen—blicklich verlassen Sie mein Haus. Ist denn niemand da, der mir diesen Menschen aus den Augen schafft?"

Die Aufforderung war freilich überflüssig. Der Aufrührer hatte die Saaltür bereits hinter sich zugeworfen. Aber ein Geist des Widerstands blieb darin zurück und nistete sich ein in mancher Brust. Auch den Strebern und ehrlosen Kriechern, die nirgends fehlen, wo Menschen ums tägliche Brot nebeneinander ringen, auch diesen räudigen Schafen hatte der Blitz gezündet; sie erblickten sich nackt, in ihrer ganzen Häßlichkeit. Da gab es denn schwere Beklemmungen, scheue Blicke und brandrote Wangen.

Aerger war aber niemand betroffen als Brigitte Böhi, das Musterfräulein. Sie horchte noch lange hinaus und konnte kein Glied rühren, als die anderen ihre Arbeit schon wieder mit Gleichmut aufgenommen hatten. Auch Matthias war bei dem Geschrei besorgt vom Stuhl gerutscht. Er blickte jedoch nicht selbsttätig auf den Kampfplatz, sondern sah zuerst einmal nach, was die Mutter so sehr gefangen nahm. Sie schien nur den einen zu beachten, just den Großen mit der Samtjacke und den gewürfelten Hosen. Als dieser verschwand, wurde ihr Blick ganz starr, ganz nach innen gekehrt.

In die Seele des Knaben aber schlug es wie ein Blitz: Das ist er! Dieser mächtige Bösewicht, der da den armen Graubart davonjagte, war gewiß imstande, auch ihn, den kleinen Matthias, hinauszupfeffern. Nur gut, daß er nun wenigstens wußte, wie der Erzfeind aussah! Dem durfte er beileibe nicht in die Hände laufen. Und die Mutter hatte tausendmal recht, wenn sie den nicht zu seinem Vater machen wollte.

Aber das Bild des sonderlichen Mannes war damit unauslöschlich in das Gehirn des Kindes gegraben. Von Stund an mußte Matthias viel über ihn nachdenken, besonders darüber, daß jener so viel zu befehlen hatte und zugleich so halb und halb — er wußte nicht wie — sein Vater war.

„Der schreckliche Mensch ... Was der noch alles anstellt!" flüsterte Brigitte unbewußt, ahnungsvoll.

Im Nebenraum, dem Kontor von Herzfeld junior, vernahm sie eine heftige Debatte der beiden Prinzipale. Es dauerte auch nicht lange, bis der Alte wieder zum Vorschein kam und ihr den Auftrag erteilte: „Sagen Sie dem Dessinateur Oberholzer, daß ich ihn in meinem Kontor erwarte."

Einen schlimmeren hätte man ihr kaum geben können. Schon der Zwang, durch die Reihen der Ausrüsterinnen zu gehen, däuchte sie ein Spießrutenlaufen, denn diese hatten den Knaben im Musterzimmer längst entdeckt und mit boshaftem Vergnügen festgestellt: „Der junge Oberholzer ist da!" Des alten Zeichners tragischer Abgang schien bereits wieder vergessen. Flotsch, der Fergger, setzte die unterbrochene Vespermahlzeit fort und machte dazu hinter Mister Greens Rücken allerlei muntere Streiche. Er warf seinem Spießgesellen auf der anderen Seite des Saales über die Köpfe der Mädchen hinweg Wurstscheibchen zu, die dieser akrobatisch geschickt auffing und verschlang. Wenn dann der Abteilungschef ahnungsvoll sich umblickte, saß Flötschchen jedesmal mit dem Gleichmut eines Wiederkäuers da, ohne den geringsten Anhaltspunkt zu bieten, was die unfreiwilligen Lachausbrüche nur noch verstärkte. Er war Greens bester Freund, jeden Sommersamstagabend zogen die beiden mit Pickel, Axt und Seil in die Berge, bestanden zusammen die herrlichsten Gefahren, und keiner mochte den anderen auch nur einen Tag missen, aber infolge der Ungleichheit ihrer Stellung kam es im Geschäft zwischen ihnen täglich zu Reibereien, wobei Flotsch stets die gekränkte Unschuld spielte. Er hatte in dieser Hinsicht nicht das geringste Ehrgefühl und machte jeden Packer und Staber zu Vertrauten seiner Torheiten. Alle Nasenlang wurde irgendein Anschlag in Szene gesetzt, um der Würde des Chefs ein Bein zu stellen. Entweder war ihm der Pultdeckel zugenagelt, worauf er dann minutenlang kopfschüttelnd, erst behutsam, schließlich wie rasend das Schloß hin und her trieb, stemmte und schimpfte, daß den Eingeweihten vor verhaltenem Lachen die Tränen über die Backen rollten, oder er schleppte plötzlich im Gehen den Papierkorb hinter sich her, der mittels Faden und Klammer an seiner Arbeitsjoppe befestigt war. —

Das Erscheinen des Musterfräuleins erregte neues Aufsehen. Die Mädchen stießen sich an, die jungen Herren der Spedition räusperten sich und zwinkerten mit den Augen.

Brigitte mühte sich, unbefangen zu erscheinen, sie sprach im Vorbeigehen einige Worte mit Fräulein Labhart, der einzigen Freundin, die sie unter den Bleichemädchen hatte, und nahm auch mit erkünsteltem Interesse einige Roben in Augenschein. Von dem schimpflichen Geflüster konnte sie nichts hören, aber sie empfand die frechen Blicke doch wie Nadelstiche. Und dabei war ihr zumut, wie wenn sie bis an die Knie durch Schmutz und Schlamm waten müßte.

Wie kommt's, daß diese Menschen so viel Macht über mich haben? dachte sie ihm Gehen, tief beschämt von ihrer Zaghaftigkeit. Ich kann mich ja gar nicht mehr natürlich bewegen. Wenn ich das wäre, wofür die mich halten, ich könnte mich nicht dümmer benehmen!

Ueber die Niedertracht der anderen wunderte sie sich nicht. Sie hatte ein dunkles Gefühl, daß die in Fabriken zusammengetriebenen Menschen fast nur durch ein Wunder gut bleiben konnten. Die meisten waren verbittert, weil sie

sich zurückgesetzt wähnten; sie haßten sich untereinander und lagen beständig auf der Lauer, wer ihnen den Rang ablaufen könnte.

Darum gab es so viele Schmeichler und Heuchler, Streber und Angeber. Nur wenige suchten ihre Vorgesetzten durch ehrlichen Fleiß zu überzeugen: so geringe Aussichten schien diese Methode im Kampf ums Dasein zu bieten. Und doch mochten gar manche als treuherzige, rechtschaffene Seelen in dieses Haus der Arbeit gekommen sein und sich lange gesträubt haben, ehe sie der gemeinen Seuche zum Opfer fielen. Sie hatten in der ersten Zeit vielleicht einen wahren Abscheu empfunden, wenn sie sahen, wie dieser und jener, der eben noch faul herumlungerte, beim Erscheinen des Prinzipals eine fieberhafte Tätigkeit herauskehrte und sich gebärdete, als ob ihm die Interessen des Geschäfts wie Räder im Kopfe surrten. Ach, all dies um ein bißchen Beförderung und Gehaltszulage! Mitleiderregend war indessen das Geschick der meisten Bleichemädchen. An der Schwelle des fraulichen Lebens stehend, drängten sie zu Hunderten herbei, um hier eine bescheidene Aussteuer zu erwerben, die bessere Zeit zu erwarten, wo ein erwünschter Freier Ernst machen werde. In der Blütezeit des Hoffens hatte man die Augen wohl gar zu den großen Sternen der Bleiche aufgeschlagen: Prokuristen, Buchhalter, Fergger und Stickermeister mit fürstlichen Gehältern wurden im Geist an den Hochzeitswagen gespannt; man wies sich die besten Plätze an in der Sphäre bürgerlicher Wohlhabenheit und teilte Gnaden aus an die in Armut zurückgebliebenen, vom Glück vergessenen Freundinnen. Das dauerte so einige lange, bange Jahre, während dessen die Ansprüche langsam, aber sicher nachließen, bis zuletzt ein ordentlicher Sticker oder Packer die Hand bot zu einem bescheidenen Winkelglück im Arbeiterviertel. Denn diese konnten immerhin noch von Glück sagen im Vergleich mit den alleingebliebenen, versauerten alten Jungfern, die sich zuletzt hoffnungslos auf die Arbeit warfen, verzweifelte Rekorde des Fleißes schufen und auf diese Weise den Jungen eine schwere Plage wurden. Sie zischten und hechelten, spannen Intrigen, spürten „Fehltritte" auf, die sie nicht schnell genug an die große Glocke hängen konnten, wiewohl sie selber einst ihre Haut recht wohlfeil zu Markte trugen und sich bitter härmten, weil keiner darauf bieten mochte. Ja, solche Verwandlungen begaben sich in diesen Räumen. Die Blüten der Hoffnung, die duftigen, fielen ab, und giftige Früchte wuchsen an ihrer Stelle.

Fritz Traffelet, Bern: März.

Brigitte durfte sich nicht verhehlen, daß sie selber bis heute kein anderes Garn gesponnen hatte. Wie ihre äußere Gefälligkeit die Ursache ihrer bevorzugten Stellung war, weil nun einmal auch die Großen lieber hübsche als häßliche Geschöpfe neben sich haben, so sahen die besseren Angestellten in ihr auch heute noch eine Art Freiwild, wozu sie sich eben durch Brigittes früheren „Fehltritt" berechtigt glaubten. Der eine und andere war ihr schon näher gekommen, sie hatten gemeinsame Ausflüge gemacht und Gefallen aneinander gefunden. Allein das Musterfräulein ließ es jeden fühlen, daß sie ein gebranntes Kind sei und ihrer keinem über den Weg traue. An ihrer großen Vorsicht und Zurückhaltung scheiterten die guten Bekanntschaften. Von seiten dieser besseren Herren hatte sie noch nie einen ernstgemeinten Heiratsantrag erhalten, denn selbst der allerverliebteste konnte den Mut nicht finden, die Erbschaft ihres ersten Liebhabers in Ehren anzutreten. Ohne Spott und mancherlei Verachtung wäre so einer in Treustadt schwerlich durchgekommen. Und darum begegneten sich alle in dem einen, wehmütigen Gefühl: „'s ist doch jammerschade um das appetitliche Weiblein!"

Ein liebenswürdiges „Herein" war es gerade auch nicht, womit Herr Oberholzer die Klopfende einlud. Erst als sie ihre Botschaft verkündet hatte, verwunderte sich der Uebelgelaunte über den hochnäsigen Ton, der ihm vorkam wie aus der Pistole geschossen. Wer ihm sonst etwas zu bestellen hatte, tat es meist auf eine sehr behutsame Art, das heißt, er breitete gleichsam einen Teppich aus, dem Gewaltigen die Mühe angenehm zu machen.

Er sah also auf und schoß vom Stuhl in die Höhe. „Zum Donnerwetter, komm mir nicht so daher, Maitle, wie wenn du hier dein Waschbecken ausleeren müßtest! Was hast du zu berichten?"

Noch ein Nachmittagskonzert! dachten die draußen beglückt.

Aber Angst hatte Brigitte wirklich keine. Auch behielt sie den Türgriff in der Hand.

„Sie sollen ins Kontor zu Herrn Hirsch kommen. Sonst red' ich doch allen deutlich genug. Und zudem bin ich nicht Ihre Dutzfreundin, Sie ungehobelter Grobian!" sagte sie so laut, daß es wiederum die ganze Versammlung hören konnte.

Ei, gab es da vergnügte Mienen. Auf solchen Festtag wußten sich die ältesten Einwohner nicht zu besinnen. Aber diesmal wurde freilich das Musterfräulein mit anderen Augen betrachtet. Und das Allermerkwürdigste an dieser Geschichte kam noch, als der Dessinateur seinen roten, mißratenen Seehundskopf herausstreckte und, gleichsam in tiefster Seele erfrischt, hinter der Flüchtigen herrief: „Alle Achtung, du schwarzer Satan! Du bist allweg nicht aufs Maul gefallen! Was meinen Sie, Green? Das wär' am Ende doch die Rechte für mich, hä? Ja, beim Strahl!"

Vor dem allgemeinen Gekicher und offenen Gelächter machte sich Brigitte schweigend, voller Scham, Elend und Abscheu aus dem Staube. Schlug es denn kein Loch durchs Dach, daß dieser Meister Uebermut, der ihr Leben gewissenlos vergiftet hatte, sie zu allem noch derart bloßstellen, verhöhnen durfte! An jedem anderen Ort wäre sie mit dem kleinen Matthias noch einmal vor den Frevler hingetreten, um ihm ins Gesicht zu schleudern: „Vor deinem Kinde schäme dich, du wüster Gesell!" Aber auch hierzu mußte die rechte Stunde und Gelegenheit wohl noch kommen. Sie konnte warten. Ihr Herz wollte zerspringen vor Weh, als sie ans Fenster wankte, um ihren heißen Atem zu kühlen.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Friedrich Händel.

Zu seinem 250. Geburtstag am 23. Februar.

G. F. Händel wurde am 23. Februar 1685 als Sohn eines Wundarztes in Halle a. d. Saale geboren. Er galt schon früh als musikalisches Wunderkind. Man erzählt von ihm, daß er sich einmal nächtlich aus dem Bett ans Klavier geschlichen und mit seinen Improvisationen die Hausbewohner erschreckt und in Erstaunen versetzt habe. Doch wollte der Vater erst nichts vom Musikstudium wissen, und der Herzog mußte vermittelnd eingreifen, bis der Sohn die väterliche Einwilligung dazu erhielt.

Im Musiker Zachow erhielt Händel einen geschickten und wohlwollenden Lehrer. Der führte ihn in die Geheimnisse des musikalischen Satzes ein und machte ihn mit den Meistern seiner Zeit bekannt. Als Student an der Universität Halle versah er eine Organistenstelle, und daneben

Georg Friedrich Händel.

begann er zu komponieren. Ein Jahr später finden wir ihn in Hamburg, als Geiger und Cembalist im dortigen Orchester. Hamburg war damals führend im musikalischen Leben Deutschlands. 1705 wird Händels erste Oper „Almira" uraufgeführt. Das Werk erlebt gleich 20 Aufführungen. Der zwanzigjährige Musiker stand an der Pforte des Weltruhmes.

Bald darauf beginnen seine Wanderjahre. Im Winter 1706/7 verreist er nach Italien; er lebt während dreieinhalb Jahren nacheinander in Florenz, Rom, Neapel und Venedig, wo sich ihm bald alle Türen des italienischen Musiklebens weit öffnen. In Venedig geht die „Agrippina" unter Händels Beisein in Szene. Die Oper trägt reinsten italienischen Stil und wurde ein Welterfolg. Sie verschaffte Händel einen ehrenvollen Ruf an den Hannovranischen Hof.

Hannover war nur eine kurze Vorstation für England. Schon 1710 fährt er nach London. Er lebt dort mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode. Er verkehrt in englischen Adelskreisen, im engen Kontakt mit den führenden Dichtern und Literaten. Seine großen Chorwerke, entstanden zum Geburtstag der Königin und zur Feier des Utrechter Friedens, bringen ihm die Gunst des königlichen Hofes ein. König Georg I., der erste Hannovraner, macht ihn zu seinem Hofkomponisten. 1717 wird er Kapellmeister und Organist des Herzogs von Chandoz auf dem Schloß Cannons.

Aber schon 1720 macht er sich frei und tritt als schaffender Künstler vor die Oeffentlichkeit. Er stellt sich an die Spitze eines von der Gesellschaft subskribierten Operntheaters. Er schreibt für diese Kunststätte eine Reihe herrlicher Opern. Aber das Publikum bleibt kühl. Ein jahrelanger Kampf mit der Konkurrenz reibt ihn auf, geschäftlich und gesundheitlich. Knapp entrinnt er dem Schuldgefängnis. Aber durch eine Gewaltkur in den heißen Quellen von Aachen stellt er sich rasch wieder her.